Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 15 (1925)

Heft: 8

Artikel: Masken

Autor: Hess, Hanna

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-636318

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

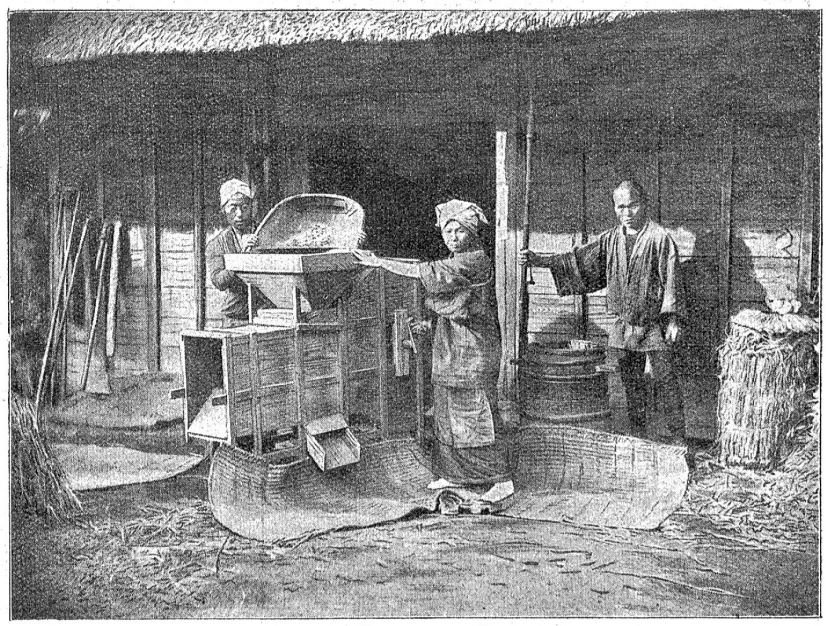
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 24.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

wässerten Felder in Gruppen von 4 bis 6 Stecklingen mit bestimmten Abständen eingepflanzt. Während sie dort wachsen, müssen die Felder von Zeit zu Zeit wiederum vom Unkraut befreit und bewässert, je nach Bedarf auch gedüngt werden. Diese Arbeit ist fortzusetzen, bis die Halme gelb zu werden beginnen. Sind sie völlig reif, so reißt man sie aus der Erde und „köpft" sie gleich auf dem Felde mittels hechelartiger Werkzeuge; das Stroh findet vielseitige Verwendung, vorzugsweise zur Korb- und Mattenflechterei und zur Papierbereitung.

Jeder Reishalm trägt oben eine Rispe mit 30 bis 100kantigen Samenkörnern, die mit den Blütenspelzen innig verwachsen und von zwei Hüllen umgeben sind; die innere ist eine helle, feine Haut, die äußere eine gelbliche, kräftige Schale. Die Rispen werden mit hölzernen Flegeln von hammerartiger Gestalt in ganz origineller Weise gedroschen, und die Körner dann in Schwingen, die man hin und her schwenkt, oder unter Zuhilfenahme großer Fächer von den Spelzen befreit.



Polieren des Reises.

Das Schälen der Körner, das ist die Beseitigung der Hüllen, erfolgt in noch recht primitiven Hammerwerken, die durch Treten mit den Füßen bewegt werden; nachdem die Körner dann noch in einer Art Bürstenmaschine poliert wurden, werden sie in Säcke von Reisstroh verpackt. Auch verschiedene wohlschmeckende alkoholische Getränke werden in Japan aus Reis — wie in Indien und auf Java der Arrak — erzeugt; so vor allem das Reisbier, das dort Saki, in China Samschu heißt und in ganz Südostasien mit Vorliebe getrunken wird. E. M.

Masken.

Von Hanna Heß, Wasen i. E.

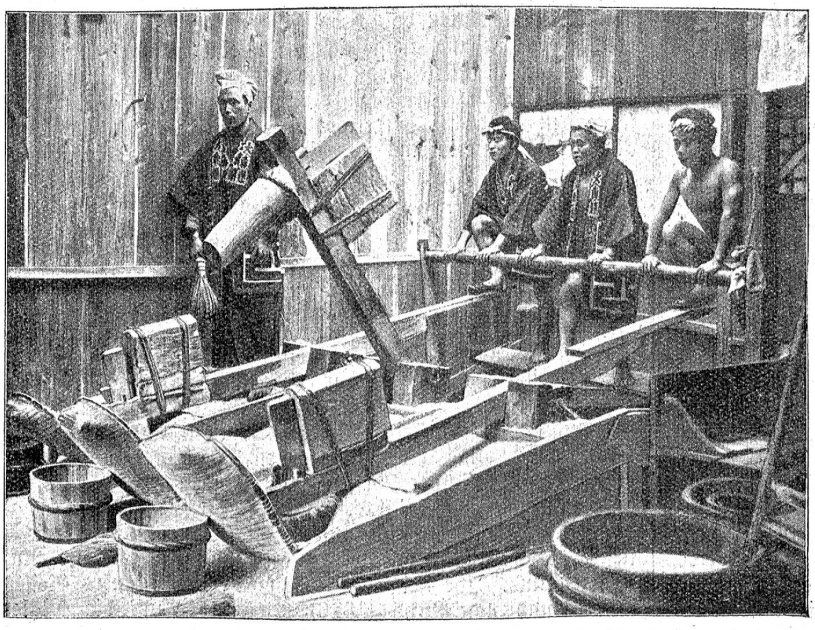
Rote, künstliche Rosen schlangen sich um weiße Säulen. In grünumrankten Nischen duckten sich lockend purpurne Lämpchen wie verbotene Paradiesesfrüchte. Von der Mitte der Decke langte ein riesiger Kronleuchter mit schimmernden Rosenguirlandenarmen nach der betörenden Pracht der tanzenden, schönen Frauen, die mit heiß lauernden Augen aus dem tiefen Schwarz der Masken blickten. Aus einer verborgenen Nische drang in straffen Rhytmen, schmelzenden Melodien und zerhackten modernen Tanzweisen Musik und löste jede Starrheit in Bewegung und Leben auf. Ein Wunsch war all den närrischen und phantastischen Gestalten eigen:

„Einmal nicht ich sein, sondern ein Du, ein Du über oder unter mir!"

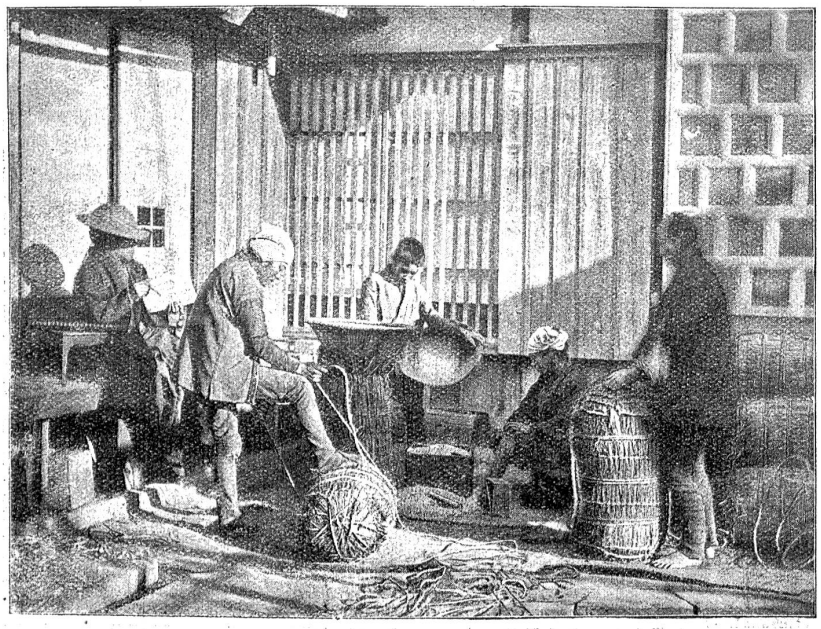
Dieser gleiche Wunsch hatte auch Agathe auf den Maskenball getrieben. Sie hatte sich in ein Feuerlilienkostüm gesteckt, um einmal zu sein wie ein Mädchen, die auf der Straße Agathes ernst verschlossenes Gesicht mit überlegenem, seiner Sieghaftigkeit bewußtem Lächeln streiften. Nur einmal wollte sie den Ring sprengen, der aus Stolz geschmiedet, ihre verborgene Leidenschaftlichkeit umpreßte. Aber der Ring war so stark, daß Agathe sich wie Schutz suchend in den Schatten einer Säule lehnte, mit brennenden Augen in das bunte Gewoge der Masken blickte und doch wie eine ungeübte Schwimmerin nicht wagte, sich in diesen farbigen Strudel zu stürzen und ihre Maskenfreiheit auszunützen.

Da streifte heißer Atem ihr Gesicht: „Schöne Feuerlilie, warum tanzest du nicht? Komm doch!" Und unter leisem Widerstreben ließ sie sich von einem Narren mit klingenden Schellen ins Gewühl ziehen. Agathe tanzte nun mit verhaltenen Bewegungen, doch ihre Schritte fügten sich den Schritten ihres Partners, als ob sie schon oft im gleichen Tanze sich mit ihm gedreht hätte. Wer mochte er sein?

Seine Hände waren schmal und lang, mit blauen Adern und die Augen paßten in ihrem klugen Forschen wenig zu dem Narrengewand, paßten so wenig zu dem Kleid, als die eine der an Kappe und Gewand genähten Schellen mit ihrem dunkeln Ton mit dem frechen Gebimmel der andern harmonierte. Agathe mußte immer auf diese einsame Schelle horchen. Sie schien ihr mehr von dem Wesen ihres Narren zu verraten als seine Flüsterworte:



Schälen von Reis.



Verpacken von Reis.

„Glühst du nach innen, Feuerlilie? Laß doch dein Feuer nicht ungenützt und ungesehen verglimmen! Sieh doch, wie alles um dich brennt!"

Er wollte sie fester umfassen, aber der heftige Griff wurde unter ihrem erschrockenen Blick zu einem demütigen Handkuß.

„Verzeih, du seltsamste aller Feuerblumen, ich wollte keines deiner Blätter knicken. Wie kamst du eigentlich zu diesem brennenden Kleid? Trägst du darunter nicht vielleicht das Gewand einer Tempelhüterin?"

Agathe erschrak. Hatte er sie erkannt?

„Es mag wohl sein", erwiderte sie leise und wich dem Forschen seiner Augen aus.

Da tanzte ein glänzendes Paar an ihnen vorbei, eine Prinzessin in goldbestickter Seidenschleppe mit einer goldenen Krone auf schwarzbauschigem Kraushaar und ein mittelalterlicher Richter mit würdevoller, weißer Perücke und weisheitsvollem Stirnrunzeln. Die Prinzessin lachte ein grelles, hohes Lachen, strich sich mit gespielter Grazie die Locken zurück und schaute mit blitzenden Augen um sich.

„Wie, du bist ein Richter aus dem Mittelalter? Sind deine Haare vor lauter Studiertheit so weiß geworden?"

Sie strich ihm mit der Hand rasch ein paar der weißgepuderten Locken zurück, seine eigenen Haare bloßzulegen.

„Ach, schöne Prinzessin, du bist ... Ihre Hoheit sind ..."

Der Richter verfing sich in dem Gewirre seiner Höflichkeit wie in einem Fangnetz und suchte mit linkischer Beflissenheit seinen Geist der Würde seines Kleides anzupassen.

„Ja, so ein Richter hat ein schweres Amt."

Er ächzte wie unter schwerer Last, wühlte eilig seine fernsten Erinnerungen an Schulweisheit auf und ordnete sie in Zeit alter Justiz im Mittelalter. Er mußte wohl unter der Schulbank gelesen oder zum Fenster hinausgeschaut haben, als diese Epoche am Katheder vordoziert wurde, darum war sie für ihn in undurchdringliches Dunkel gehüllt, aus dem nur wie Fackelschein etwas von Hexenprozessen aufzuckte. Und er faßte diese rotflackernde Fackel, mit ihr seine Gelehrtheit aufs Glänzendste zu erhellen:

„Ach, diese Hexenverbrennungen! Eine schlimme Geschichte!"

Er ächzte wieder tief und nachhaltig und bezeugte so unbewußt mehr Weisheit als durch die bestgesetzteste Rede.

Und die „Prinzessin" faßte sein tiefsinniges Schweigen wirklich als den Gipfel geistreicher Versunkenheit auf. Ueber ihren Rücken lief ein unbehaglich ehrfürchtiger Schauer. Sie bereute, das vornehme Prinzessinnenkleid gewählt zu haben und nicht eines der kecken Odalisken- oder Blumenkostüme. Das fürstliche Gewand beengte ihre Derbheit. Sie hatte dieses Kostüm gewählt, um einmal den edeln Frauen gleich zu sein, die Tag für Tag an ihrem armseligen Fenster vorbei in das hochragende Hotel fuhren oder in hellen Seidenkleidern vorüber spazierten. Nun wurde ihr die steife Rolle unbehaglich, trotz der fast respektvoll bewundernden Männerblicke. Der Narr und die Feuerlilie sahen sich in plötzlichem Verstehen in die Augen.

„Arme, eingekerkerte Prinzessin!" lächelte die Feuerlilie.

„Närrischer, unwissender Richter!" spottete der Narr.

Mit plötzlichem Impulse schob er die Maske über die Augen empor:

„Zeige mir nun auch dein wahres Gesicht, Feuerlilie! Du siehst ja, daß es doch überall durchblickt, durch Prinzessinnenseide und richterliche Verbrämung. Unsere Augen sind zu sehend geworden, um sich noch durch Verkleidung täuschen zu lassen."

Und Agathe entblößte nach kurzem Zögern auch ihr feines Gesicht und in lächelnder Vertrautheit sahen sich die beiden Unbekannten in die Augen. Die dunkeltönende Schelle des Narrenkleides läutete warm und tief auf und begleitete ihre Worte mit seltsamer Innigkeit.

Sie blieben an einem der blumengeschmückten Tischchen sitzen, unterhielten sich mit ernsthaften Gesprächen, feinen Beobachtungen und warmen Scherzen, tanzten wohl auch miteinander, den Genuß schwebenden Gleichmaßes ihrer Seelen auch im körperlichen Rhytmus auszukosten und die unverhüllte Lebenslust verhalten und bewußt mitzuleben.

Als um Mitternacht die allgemeine Demaskierung begann, atmeten der wirkliche Narr im Richterkleid und die erlöste „Prinzessin" erleichtert auf und tauchten befreit nun erst völlig in die Ausgelassenheit des Maskentreibens unter.

Aus der Geschichte eines Fischerhauses.

In der Umgebung von Thun wird kaum ein Punkt so häufig besucht, wie die uralte Fischerstätte in Scherzligen. Hart neben dem ehrwürdigen Gotteshaus der Augustiner von Interlaken steht das Haus Fuhrer, das noch mit Schindeln gedeckt ist und ausgezeichnet zu seiner Umgebung paßt. Die westliche Hälfte des hölzernen Blockhauses trägt die Jahrzahl 1700, den Besitzer Abraham Rötischweiler und folgenden Spruch: Herr Gott, bewar uns dis Hus und alle die da gan in und us, die Husfrouns und die Kinder min laß dir o Gott befolen sin. Für den Neubau lieh der Hausvater beim Landvogt von Wattenwyl in Oberhofen 500 Pfund und setzte seine alte und neue Besitzung als Pfand ein. Damals war Scherzligen noch ein Dorf, dessen Bewohner ein Gewerbe trieben und den Warentransport nach dem Oberlande besorgten. Sogar eine Wirtschaft fehlte nicht. Anno 1724 ließ Abraham Rötischweiler die Ostseite des Hauses neu erstellen und mit Sprüchen bemalen. Die Rötischweiler nahmen in der Gemeinde Schoren eine geachtete Stellung ein. Der Bruder in Homad war ziemlich wohlhabend und testierte dem Schulgut Strättligen 200 Pfund. 1747 ging das Haus an den Tambour Rud. Fuhrer von Oberhofen über, dessen Nachkommen noch heute da als Fischer haushablich sind. Während die Besitzer der Schadau alle Grundstücke aufkauften und die Häuser abreißen ließen, schlugen die Glieder der Familie Fuhrer alle Anerbieten aus. Ihr heimeliges Haus ist in Wagners Reisen (1805) und von Wyß (1816) erwähnt. Auch die Maler fanden in Scherzligen stets dankbare Objekte. So hat Lory,